

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 179.

Bromberg, den 7. August

1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

Copyright: Horn-Verlag Berlin W. 35.

(23. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Mutter sah sie bestürzt an. Conchitas unbeherrschtes, geradezu feindseliges Verhalten bei der Ankunft Friede von Stettens, hatte das seinen Grund immer noch in der Liebe zu Peter Ott? Sie war aber doch noch ein halbes Kind, als er fortging.

„Komm mal her, Conchita“, sagte Frau Roland und zog das widerstrebende Mädchel an sich, „wir beide wollen mal ein vernünftiges Frauengespräch miteinander halten. Ich denke, da ist so einiges, was zu klären ist.“

Und dann hatte sie ein langes Gespräch mit Conchita. Zuerst war Widerstreben, aber mit jedem Wort lockerte sich Schmerz und Trost bei Conchita. Eva Roland griff behutsam aber doch mit festen Händen in dies Verwirrte um Conchita hinein.

„Ich will nicht mehr von dir wissen, Kind, als du mir sagen willst. Aber glaube mir, jeder junge Mensch macht einmal die Schmerzen durch, die dir jetzt so hart erscheinen. Und doch, jeder Mensch muß beizeiten lernen: seelische Schwierigkeiten werden nicht leichter, wenn man andern die Schuld daran geben will. Betrachte Friede von Stetten jetzt einmal losgelöst von allem was du fühlst. Sie ist schuldlos, davon bin ich überzeugt, in einen schweren Verdacht gekommen. Sie hat offenbar Schlimmes erlebt. Sie wird in unser Haus gebracht, und du willst unfreundlich gegen sie sein, nur weil du sie für die Ursache deines Kummers hältst? Conchita, ein Dritter kann einem nie einen Menschen wegnehmen. Ein Mensch schenkt sich oder entzieht sich uns ausschließlich aus eigenem Willen. Ein Dritter kann nur Anlaß sein, niemals Ursache. Darüber denk nach, Kind.“

Sie schwieg. Sie wußte, zuviel hätte nur Schaden können. Conchita würde sie verstehen, wenn sie nur verstehen wollte. Und wirklich, das leidenschaftliche Schluchzen wurde sinder. Endlich sagte Conchita leise:

„Berzeit, Mutti, du hast natürlich wieder recht. Ich will's schon versuchen. Ihr sollt euch nicht beklagen. Und —“ sie zögerte einen Augenblick, als würde er schwer, den Namen auszusprechen, „und Fräulein von Stetten auch.“

Friede hatte beinahe einen ganzen Tag und eine ganze Nacht fest geschlafen. Es war, als wollte die Natur durch diese Spanne Schlaf eine Trennung schaffen zwischen den schrecklichen Ereignissen vor ihrer Flucht und dem jetzigen beglückenden Daheim im Hause Roland. Denn wie ein Daheim fühlte es Friede, die jetzt mit der Familie zusammenfaß und von ihren Erlebnissen berichtete.

Kopfschüttelnd hörte Fritz Roland zu.

„Jetzt kann ich das so ruhig erzählen“, meinte Friede zu Roland, „aber das ist nur äußerlich; innerlich ist noch dieses Zittern der Angst in mir. Bei Ihnen fühlte ich mich wie beschützt, Herr Roland. Aber wenn ich nur daran denke, den Fuß wieder hier herauszusehen, ist mir, als

könnte ich in diesem Lande überhaupt nicht mehr ruhig werden. Als drohten mir überall neue Überfälle und Schrecknisse.“

Sie legte die Hand über die Augen.

„Das sind nur die Nerven, Fräulein von Stetten“, beruhigte Roland, „aber das Beste wäre wirklich, Sie würden jetzt von Mexiko nichts mehr sehen und hören. Sie müssen erst wieder in das gewohnte Gleichmaß kommen, eher finden Sie keine Ruhe. Sie müssen so schnell es geht, in die Heimat zurück. Vor allen Dingen, ehe Sie in das ganze Netz von gerichtlichen Untersuchungen, Reporterneugier und Lärm geraten. Die Mordaffäre muß natürlich ihre Aufklärung finden, aber dazu braucht man Sie keineswegs. Lassen Sie mich nur ruhig machen, Fräulein von Stetten. Ich schmugge Sie über die Grenze, und in Amerika sind Sie vor allen mexikanischen Schikanen sicher.“

„Aber auf welche Weise soll ich heimkommen? Sie wissen, daß ich gänzlich mittellos bin und nun, wo alles so abscheulich gekommen ist, aus eigenem Gelde die Heimreise bestreiten muß. Und Spaz und Janfare, was wird aus ihnen?“

„Nehmen Sie doch nicht alles so schwer, Kind.“

Roland sah Friede herzlich an.

„Glauben Sie, daß wir Rolands eine Landsmännin, die sich in so schwieriger Lage befindet, im Stich lassen? Das Geld, Sie nach Deutschland zurückzuschicken und Ihnen dort weiterzuhelfen, ist vorhanden. Sie brauchen sich wirklich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, mein Kind.“

Friedes schmalgewordenes Gesicht wurde dunkelrot. Sie hatte einen Augenblick mit ihrem leidigen Stolz zu kämpfen, mit demselben Stolz, der so oft gegen Wulff Regien aufgebeht hatte und auch gegen den Gedanken, arm zu sein. Aber es war jetzt nur wie ein letztes leises Aufblähen. Sie sah, überall kam man mit seinem Stolz nicht durch. Man mußte auch nehmen können und dankbar sein.

„Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Roland, hat sie tapfer.“

Er nickte:

„Unter der Bedingung, daß Sie sich mit baldiger Abreise einverstanden erklären. Fort müssen Sie, je eher, je besser. Der Boden hier wird auch schon reichlich brenzlich für Sie. Wenn die Peons aus der „Santa Maria“ Ihre geheimnisvolle Anwesenheit und Flucht von der Finca in der Stadt melden, müssen Sie sich auf Schlimmstes gefaßt machen.“

Friede atmete tief auf.

„Ich danke Ihnen, daß Sie so viel für mich tun wollen und so ohne weiteres an mich glauben, Herr Roland“, sagte sie warm. „Doch wer bürgt Ihnen eigentlich dafür, daß ich wirklich den Mord nicht begangen habe?“

Eva Roland stand auf und gab Friede einen herzhaften Kuß.

„Wenn Sie mit diesen Torheiten nicht aufhören, Kind, werde ich wirklich ärgerlich. Trauen Sie uns so wenig Menschenkenntnis zu? Man braucht Ihnen ja nur in die Augen zu sehen, dann weiß man, was Sie für ein anständiger Kerl sind.“

„Tawohl bestätigte Roland“, und darum wollen wir uns mit solchen Torheiten gar nicht mehr aufhalten. Daz

Haben wir nämlich keine Zeit, Fräulein von Stetten. Können wir heute Nacht über die Grenze gehen? Es ist alles vorbereitet — auch finanziell. Ja oder nein?"

„Unter der Bedingung, daß ich versuchen darf, meine finanzielle Schuld schon in voraus etwas zu tilgen, Herr Roland. Seien Sie nicht böse, aber ich bin ein komisches Menschenkind. Alles kann ich ertragen, nur nicht das Bewußtsein, daß ich andern Menschen etwas schulde. Und darum — sollen Sie mir Fanfare abkaufen. Mitnehmen kann ich sie nicht, und ich möchte sie bei niemand lieber wissen, als bei Ihnen.“

Roland streckte Friede die Hand entgegen:

„Meine Frau hat recht, Fräulein von Stetten, Sie sind wirklich ein ganzer Kerl. Ihr Angebot jetzt bestätigt es mir. Aber Sie können nicht von mir verlangen, daß ich weniger anständig handele als Sie. Ich will Ihnen das Tier beleihen. Ich weiß nur allzu gut, wie ein Reiter an seinem Gaul hängt. Und den Spatz behalte ich gleichzeitig hier, wenn er will. Dann können Sie sich Ihr Pferd zurückkommen lassen, sobald Sie wollen. Einverstanden?“

Friede schüttelte den Kopf:

„Herr Roland, es ist nicht, weil ich Ihr hochherziges Angebot nicht annehmen möchte. Was so gütig gegeben wird, kann man wohl nehmen, ohne sich bedrückt zu fühlen.“

„Weiß Gott, Fräulein von Stetten, warum also nicht?“

„Weil ich mein Leben, wenn ich daheim bin, auf eine ganz andere Basis stellen muß. Ich darf dies Ungewisse, das doch in dem Turnierleben liegt, nicht weiterführen. Ich muß sehen, durch meine regelmäßige Arbeit festen Boden unter den Füßen zu haben. Fanfare würde mir dabei nur hinderlich sein. Ich würde ewig zwischen meiner Reitleidenenschaft und dem Brotverdienst hin und herwanfen. Nein, der Schnitt muß gemacht werden, Herr Roland. Er wird leichter werden, wenn ich Fanfare nicht mehr habe. Und der brave Junge, der Spatz, findet hier bei Ihnen auch andere Aufstiegsmöglichkeiten als daheim. Ist er doch hier auf ebenso deutschem Boden, als er es in Burlikerode war.“

„Gut, Fräulein von Stetten, machen wir's so. Und nun das rein Geschäftliche.“ Roland gab sich den Anschein, als interessiere ihn jetzt nur die Geldfrage. Eva Roland aber wußte, was in ihrem Manne vorging. Er wollte Friede durch die geschäftsmäßige Verhandlung von sich selbst und dem Kummer um Fanfare und Spatz ablenken.

„Was denken Sie, daß Fanfare wert ist, Fräulein von Stetten? Machen Sie mir Ihre Vorschläge. Ich kenne den Stammbaum des Pferdes natürlich nicht genau; danach richtet sich ja der Wert.“

Friede nahm sich zusammen. Es war doch schwerer, als sie im ersten Impuls gedacht, über Fanfares Verkauf jetzt ganz kühl zu verhandeln, aber es mußte ja sein.

„Der Stammbaum ist erstklassig, Herr Roland. Fanfare stammt von Festa aus der Wassernixe. Reines Warmblut. Also ganz erstklassig.“

Fritz Roland schien angestrengt nachzudenken. Er zog ein Papier aus der Tasche und gab sich den Anschein als rechne er eifrig.

„Sagen wir 4000 Dollar, Fräulein von Stetten.“ Er nahm ihre Hand und schüttelte sie. „Der Verkauf ist also perfekt“, meinte er. Friede hatte gar keine Zeit, irgend etwas zu sagen. Sie konnte auch im Augenblick gar nicht darüber nachdenken, ob das Tier überbezahlt war. Sie wollte diesen Punkt auch nicht mehr berühren. Sie sah Rolands Freude, ihr helfen zu können.

Kaum lag die Bitternis dieser Stunde hinter Friede, als sie sich mutig an das nächste machte. Sie mußte mit Spatz sprechen. Gott sei dank, er nahm alles viel leichter, als sie es zunächst geglaubt, denn Roland hatte ihr versprochen, Spatz jede Aufstiegsmöglichkeit zu gewähren.

„Er kann es bis zu meinem Vertreter bringen, wenn er wirklich so anständig, ehrlich und anständig ist, wie Sie ihn schildern. Wir Deutschen hier im Auslande sind immer froh wenn wir uns den geeigneten landsmännischen Nachwuchs heranziehen können. Leider haben wir jetzt nur selten Gelegenheit dazu.“

Auch Spatz war derselben Ansicht.

„Ich bleibe gern hier, gnädiges Fräulein.“ Alles Jungenhafte war von ihm abgefallen. Sogar hochdeutsch sprach er. „Fanfare werde ich hüten wie meinen Augapfel, und jeden Monat schicke ich Ihnen das, was ich verdiene, herüber. Ich habe alles frei, und Sie werden die mexikanischen Dollars gebrauchen können.“

Friede vermochte nichts zu sagen. Sie vermochte nicht einmal Spatzens Vorschlag zu widersprechen. Treu wie Gold war dieser Junge. Möchte er in dem Glauben bleiben, daß sie von seinem Ersparten mitleben würde.

Sie zog den Jungen an sich und strich ihm über das Haar:

„Vergiß die Heimat nicht, Spatz und mach mir Ehre. Wirst du das tun, Spatz?“

Da brach sein alter Humor wieder durch:

„Und ob! Dem Herrn Roland werde ich's hoffentlich recht machen, und Fanfare — da brauchen Sie keine Angst zu haben. Und „Spatz unter Indianern“, gnädiges Fräulein. Die Jungen drüben in der Reithahn, die werden ja Augen machen. Und was ich noch sagen wollte: darf ich Sie in meinem ersten Urlaub besuchen kommen?“

„Immer, Spatz, immer“, sagte Friede erstickt. „Stets sollst du mich aufsuchen; wir zwei verwaisten Wurlikeroder Kinder müssen doch zusammenhalten.“

Die Stimme brach ihr. Sie schlug die Hände vor die Augen und als sie sie wieder sinken ließ, hatte Spatz auf Zehenspitzen bereits den Raum verlassen. Zwei Tage darauf war Friede von Stetten endgültig in Sicherheit. Als Krankenschwester verkleidet, begleiteten sie Fritz und Eva Roland nach dem Hafen von Vera Cruz. Ahnungslos, daß im Hause des deutschen Konsuls ihr Vetter Wulff mit einem schweren Malariaanfall rang, ging sie noch in der Nacht wieder an Bord der „Drinoco“, die seit einer Stunde abfahrtsbereit im Hafen lag. Eine kurze Aussprache zwischen dem Kapitän und Fritz Roland fand statt, ehe das Schiff die Anker lichtete. Und erst als La Coruna wieder verlassen wurde, tauchte Friede von Stetten zum ersten Male auf dem Oberdeck auf.

Peter Ott arbeitete im Bourtanger Moor. Zwar oft kam die Sehnsucht hoch nach den vergangenen Monaten auf dem Hoherodtskopf. Nach dem alten gütigen Manne, der dort oben auf dem Friedhof lag. Nach Telse Toiten, der einzigen Verbindung zu Friede. Aber er biß die Zähne zusammen. Es war keine Zeit, zu träumen und sich zu sehnen. Die Heimat erforderte alle Kräfte eines Mannes, nicht nur der Fäuste und des Kopfes. Nein, auch der ganzen hingebenden Seele. Friede mußte aus seinen Gedanken ausgelöscht sein. Und er redete sich sogar ein, es wäre ihm gelungen, die Liebe zu Friede in sich abzutöten, bis schließlich durch die Zeitungen auch zu ihm die Nachricht von den Ereignissen in Mexiko kam, von dem Verdacht, der auf Friede lag, von ihrem rätselhaften Verschwinden. Da war es mit Peter Otts mühsam aufgerichteter Beherrschung vorbei. Es war ihm, als hätte ihm jemand das Herz mit einer eisigen Faust zusammengekrampft. Er konnte es nicht durchdenken, was da geschehen war. Und als er es durchdenken wollte, fühlte er, er würde daran kaputtgehen, daß er nun hier saß, abgetrennt von Friede, unfähig, auch nur einen Finger zu ihrer Rettung zu rühren. Friede eine Mörderin? Sie konnte ja keiner Fliege etwas zuleide tun und sollte einen Menschen umgebracht haben? Das war ja Wahnsinn, toller Wahnsinn! Und er saß hier allein. Nur der Gedanke an Wulff ließ ihn wieder freier atmen. Wulff war ja längst in Mexiko. Er würde sicher alles tun, um Friede zu retten. Einen besseren Helfer als Wulff konnte Friede nicht finden. Und wenn Friede erst in Sicherheit war, dann würde sie vielleicht endlich erkennen, was sie an Wulff hatte; würde vielleicht zu Wulff finden. Dieser Gedanke tat zwar verdammt weh, gab aber dennoch den Schein von Ruhe. Man mußte Wulff gönnen, was man selber niemals besitzen konnte.

Aber Telse mußte ein Wort bekommen. In welcher Verzweiflung würde sie sein. Er schrieb ihr ein paar herzliche Zeilen. Dem Brief legte er alles bei, was er sich über das „mexikanische Drama“, wie die Zeitungen es nannten, verschaffen konnte. Er bat Telse, den Kopf oben zu behalten, sich durch nichts beirren zu lassen und den Glauben an Friede nicht zu verlieren.

Über die Verhältnisse auf dem Hoherodtskopf sprach er diesmal nicht. Sah er sich doch im Augenblick außerstande, den Meerburgern in irgendeiner Form zu helfen. Erst wenn Wulff wieder im Lande war, konnte er wahrscheinlich das große Projekt in Angriff nehmen, das ihnen Arbeit und Brot bringen sollte.

„Alles, was wir tun können, liebe Telse“, schrieb er, „besteht darin, daß wir Friede nach wie vor schuldblos

sehen, wie sie es war und ist. Wenn sie wieder in Deutschland ist, mußst du ganz zart und sanft mit ihr umgehen, damit sie das schwere Leid vergißt. Du und Wulff, ihr habt die Aufgabe, sie wieder aufzurichten. Was du über die Vorgänge auf dem Vogelssberge berichtest, klingt wirklich erschütternd. Aber die Bauern, die so lange Schwerstes erduldeten, müssen und werden sich noch ein wenig gedulden. Erst wenn Wulff wieder daheim ist, wird man ihnen helfen können, schneller und gründlicher, als wenn wir jetzt durch schwierige Petitionen etwas zu erreichen versuchen. Sage das bitte dem Großkopf, vielleicht gelingt ihm das schwere Werk.“

Erst als er diesen Brief selbst auf die Bahn gebracht hatte, damit er mit dem Nachtzuge noch mitgehen konnte, ward ihm etwas wohlher zumute. Am Rande des Moores wanderte er unter dem flimmernden Sternenhimmel seinem Heime zu. Wie würde sich alles lösen? Überall war Verwirrung: auf dem Hoherodtskopf, um Friede, in der ganzen Welt. Wann würden die Menschen einsehen, daß es nur eine Rettung für sie gab: miteinander anzupacken, statt gegeneinander zu kämpfen?

(Fortsetzung folgt.)

Flucht vor dem Urwaldfeuer.

Unter Holzfällern in der kanadischen Wildnis.

Von Fred Rodon.

Auf den Abhängen der Felsengebirge, weitab von den Städten und Niederlassungen, inmitten der Wildnis, befinden sich die „lumber camps“, die Holzfällerverlager. Langsam werden sie höher und höher emporgehoben, lassen einen breiten Streifen fahlen Felsens hinter sich, bis an die Baumgrenze. Sie sind die Schrittmacher naturvernichtender Zivilisation, die Vorwerke einer der bedeutendsten Industrien dieses Landes.

Ganze Siedlungen wachsen unter ihnen empor, herausgeschlagen aus dem Urwald. Aus rohen Baumstämmen werden die wenigen Hütten zusammengehauen, Kirchen und Bethäuser errichtet, eine Großbankfiliale tut sich auf, sämtliche Angestellten mit der schußfertigen Pistole in Griffnähe. Wo wenige Wochen vorher der Bär und der Berglöwe noch ein beschauliches Dasein führten, da rollt der Dollar — auf Zeit, auf Widerruf — — —

Hart ist die Arbeit in diesen Holzfällerverlagern. Unfälle schwerster Art sind an der Tagesordnung. Doch Tempo! Tempo! Afford! Geldverdienen! Zeit ist Geld! — etwas anderes kennt man nicht. Was gilt hier schon ein Menschenleben? Die Verträge müssen eingehalten werden. Hier herrscht der Dollar. Jeder Arztschlag bedeutet Geld — je mehr Bäume man mordet, um so höher der Lohnscheck. Zwei, drei Mann arbeiten zusammen, aufeinander eingespielt, ohne Zögern, ohne Wägen — zehn, zwölf und mehr Stunden singen die Arzte ihr stählernes Lied, fressen sich mit laugender Bier in die stöhnenden Leiber der Riesen.

Feuer im Urwald! Es ist der schlimmste Feind. Mit ihm müssen die Männer in den Holzfällerverlagern jede Minute rechnen, wenn Hitze und Trockenheit lachen und das Holz ausdörren. Plötzlich ist es da: eine kleine, eben über den Boden sich kräuselnde Flamme, von keinem der Männer bemerkt, ein Emporzüngeln, ein leichter Windzug — und schon rast ein Feuermeer durch den Wald — es gilt ein Wettrennen mit dem Tode . . .

Eben noch erzählt mir Olof, der Schwede, mit dem ich im Afford zusammenarbeite, zwischen den Arztschlägen hindurch, daß er nun endlich in Kürze die seit 30 Jahren immer wieder verschobene Besuchsreise in die schwedische Heimat ausführen würde, als er abbricht und hinter einem Rudel Bergschafe herblinzt, das in rasender Flucht durch das Holz bricht. Eine Bäarin folgt. Dann merken wir auch den ersten feinen Aschenregen, vernehmen ein entferntes Säusen und Brechen, das sich anhört wie aufkommender Gewittersturm. Dann stürzen in atemloser Heße die Männer herbei: Lauf! Lauf! Das Feuer ist hinter uns!

Ein kurzes Suchen nach der Windrichtung, und wir stürzen in wilder Eucht davon. Wir müssen höher hinaufkommen, um dem Feuer in die Seite zu gelangen. Eine andere Möglichkeit zum Entrinnen gibt es nicht!

Mit unheimlicher Geschwindigkeit springen die Flammen von Baum zu Baum, laufen über den Boden, schießen hierhin und dorthin, ein heißer, atemraubender Aschenregen wird von dem starken Winde vorangetrieben. Wir stolpern über Baumwurzeln und Schlingpflanzen, versinken bis über die Hüften in vermoderten Stämmen, Tiere flüchten an uns vorüber, Bügel stürzen mit versengten Federn zu Boden. Säusend, zischend, prasselnd, brüllend in zermalmender Wut rast das Feuer hinter uns her, kommt näher und näher . . .

Ein schmaler Gebirgsbach. Wir werfen uns lang ins Wasser, damit die Kleider sich vollsaugen. Die triefenden Röcke werden über Kopf und Schultern gehängt, und weiter, nur weiter — eines klaren Gedankens sind wir kaum noch fähig. Es ist nur noch ein Stolpern und sprunghaftes mühseliges Vorwärtshäuten und Klimmen. Flammen züngeln in den Baumkronen über uns. Durch ausglühendes Gestrüpp stoßen wir uns hindurch. Feuerstrahlen zucken unter unseren Füßen. Springen, Hinschlagen, Hochreißen, die Abersn drohen zu plagen — aber die Angst, das Entsetzen vor der Höllenglut, die uns im Nacken ficht, treibt uns vorwärts.

Wie lange es gedauert, keiner von uns fünf Männern weiß es, als der Wald lichter, der Boden felsiger wird und wir endlich merken, daß wir aus der Feuerrichtung sind. Auf einer fahlen Erhöhung sinken wir erschöpft, blutig, mit versengten Kleidern und Haaren auf den Boden, unfähig zu sprechen; kaum hundert Meter hinter uns tobt das Flammenmeer vorüber.

Am Abend erst gelingt uns auf Umwegen der Abstieg. Die ragenden Gebirgsmassen scheinen in Flammen zu stehen, türmen sich in den nachtdunklen Himmel gleich leuchtenden Fanalen triumphierender Allgewalt. Unsere Hütten und Zelte im Walde, die Maschinen, das Sägewerk, ein Teil der Siedlung — alles fressen die Flammen gierig in sich hinein . . .

Es ist ein entbehrungsreiches Dasein, das die Männer, die „lumber jacks“, führen müssen, in der Einsamkeit der riesigen Wälder, in monatelanger Abgeschlossenheit von der übrigen Welt. Es ist eine wilde, verwegene Gesellschaft, aus allen Ländern zusammengewürfelte Elemente, die häufig genug Ursache haben, hier in der Wildnis unterzutauchen. Nur wenige wissen sich den Spielarten zu entziehen. Beträge, die bei einzelnen oft in die Hunderte von Dollar gehen, in unendlich mühseligen Wochen und Monaten verdient, wechseln Abend für Abend ihren Besitzer. Wochen- und Monatslöhne werden bedenkenlos verspielt — was schert uns das Morgen?

Die Gedanken, die Gespräche der Männer, alles dreht sich um das eine und einzige — das Weib und die Großstadt! Ihre Phantastie gaukelt ihnen das Leben in den Großstädten in den verlockendsten Farben vor, macht sie zu Narren ihres oft geradezu tierisch anmutenden Verlangens. Was in langen, entbehrungsreichen Monaten mühselig verdient ist, das wird, sobald der Fuß das Pflaster der Städte betritt, in kurzer Zeit, über Nacht mitunter, im Spiel, für Frauen und Alkohol wieder vergeudet. Ist der Rausch dann verslogen, das letzte anständige Kleidungsstück beim Pfandleiher, stehen sie bloß und abgerissen da, kehren sie wieder in die „lumber camps“ der Wildnis zurück — um dasselbe Spiel zu wiederholen, für Jahre oft — — —

Wohnung zu vermieten.

Humoreske von Olli.

(Berechtigte Übersetzung aus dem Finnischen von Gerhart Ernst.)

Rechnungsrat Zakari hatte man seine Mietwohnung gekündigt. Niemand wußte, wohin sie ziehen würden. Sie selbst am allerwenigsten. Obwohl Frau Zakari die Wahrsagerin darum befragt hatte. Die Alte verkündete nur, daß Frau Zakari mindestens 95 Jahre alt würde, daß in ihrem Leben ein heller und ein dunkler Mann eine Rolle spielten und daß sie sich vor einigen Freundinnen in acht nehmen müsse, die sie heftig beneideten.

Mietwohnungen gab es wenig, und ihr Preis war so, daß Herr Zakaris Geld gar nicht dafür gereicht hätte. Eine passende Kleinwohnung wußte er, aber er konnte nirgends ein so großes Darlehen bekommen, daß er die Wohnung hätte erwerben können. Allerdings hatte ihm ein Anwalt

versprochen, er würde versuchen, ihm das Darlehen zu verschaffen von einer dazu geeigneten begüterten Privatperson — er kannte eine solche. Aber mehr hatte man davon nicht gehört.

Eines Tages teilte der Hausherr dem Rechnungsrat Zakari mit, in den nächsten Tagen kämen mietlustige Leute, um seine Wohnung anzusehen. Sie sei in der Zeitung angezeigt, und in der Anzeige stünde auch, die Wohnung sei von zwei bis drei Uhr nachmittags zu besichtigen. Damit die Herrschaften das wüßten.

Früh am folgenden Morgen wachte die Familie Zakari über lautes Schellen an der Wohnungsklingel auf.

Herr Zakari ging im Nachthemd hinaus und öffnete die Tür zum Flur.

Dort stand der Hausherr mit zwei Herren.

„Die Herren wollen die Wohnung besichtigen“, sagte der Hausherr.

„Aber doch erst nachmittags. Es ist erst sieben Uhr morgens.“

„Ja, die Herren können nicht später.“

„Ich muß mal meine Frau fragen“, sagte Herr Zakari.

„Nein, nein, nein!“ rief Frau Zakari. „Bist du verrückt geworden, jetzt können die nicht kommen!“

„Meine Frau sagt, ich sei verr. . .“, nein, jetzt geht es nicht!“

„Doch, doch, das geht schon“, sagten die beiden Herren. „Wir wollen nur ganz schnell durch die Wohnung sehen.“

Die Herren betrachteten den Hausflur und tadelten ihn. Dann klopfen sie an die Schlafzimmertür.

Frau Zakari kreischte und floh eilig in das Schlafzimmer. Die Herren sahen umher und tadelten das Schlafzimmer. Dann klopfen sie an die Tür des Schlafzimmers.

Frau Zakari zog sich unter heftigem Widerspruch in das Kinderzimmer zurück. Und von dort aus konnte sie nicht mehr weiter, denn das Kinderzimmer hatte nur eine Tür.

Als die Herren an die Tür des Kinderzimmers klopfen, stürzte Frau Zakari, in eine Bettdecke gewickelt, in die Ankleidezelle.

„Mutter spielt Verstecken, Mutter spielt Verstecken!“ jubelten die jüngsten Mitglieder der Familie Zakari.

„Wie ist denn diese Ankleidekammer dort?“ fragte der eine der Besucher.

„Wenn Sie hierherin sehen, dann reiße ich Ihnen die Augen aus dem Kopf!“ schrie Frau Zakari mit solcher Kraft, daß die Zimmerbesichtigter sich schleunigst aus der Wohnung zurückzogen.

Familie Zakari war noch nicht fertig angezogen, als neue Mietlustige kamen und sich die unausgeräumte Wohnung anfasen und in die Geheimnisse des Familienlebens der Zakaris eindringen.

Das Frühstück der Familie Zakari wurde von zwei Besuchergruppen bewundert. Natürlich kamen sie gerade in dem Augenblick ins Schlafzimmer, als Franz mit der ganzen Hand in den Brei fuhr und Karlchen unter dem Tisch Vater Zakari mit der Gabel ins Bein stach.

Die Flut der Wohnungsbeschauber dauerte gleichmäßig den ganzen Tag an. Nur eine kurze Zeit lang war es völlig ruhig. Nämlich von zwei bis drei Uhr nachmittags.

Dann fing es wieder an.

„Es ist wohl am besten, wenn ich und die Kinder für die Nacht in ein Gasthaus gehen“, sagte Frau Zakari. „Hier kommen die Wohnungsbesichtigter natürlich die ganze Nacht hindurch. Und du kannst sie natürlich nicht daran hindern! Ich habe es ja schon immer gewußt, daß du ein Waschlappen bist, aber ich habe nicht geglaubt, daß du so ein unfähiger Waschlappen bist, daß du jeden Fremden hier hereinläßt und ihn unsere häusliche Ruhe so grob stören läßt!“ —

Es schellte. Es war wieder ein älterer Herr draußen.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Rechnungsrat Zakari zu sprechen?“

„Ja.“

„Mein Name ist Lundström. Ich habe gehört, Sie beabsichtigen sich eine andere Wohnung anzuschaffen. . .“

„Wichtig, aber es ist jetzt sieben Uhr abends, und die richtige Zeit ist von zwei bis drei Uhr am Nachmittag. Jetzt können Sie nicht kommen.“

„Aber ich kann morgen nicht.“

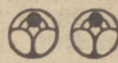
„Freilich! Ihnen würde es am besten um Mitternacht passen. Aber in meinem Hause bin ich Herr, und ich sage, daß es jetzt nicht geht! Guten Abend Herr Lundström!“

„Na, gut, ich gehe! Aber glauben Sie ja nicht, daß ich nochmal komme! Niemals!“

Einen Augenblick später klingelte das Telephon. Dort war der Anwalt, der das Darlehen besorgen wollte.

„Zu dir muß jeden Augenblick ein gewisser Lundström kommen. Er kann dir die Summe leihen, die du brauchst, und er ist mit deiner Bürgschaft einverstanden. Er verspricht, noch diesen Abend selbst zu dir zu kommen.“

„Er war schon hier! Und er kommt nie wieder“, sagte Herr Zakari mit verlöschender Stimme und sank geschlagen auf dem Flur zu Boden. Wer weiß, wie lange er da gefessen hätte, wenn nicht wieder Wohnungsbesichtigter geschellt hätten.



Bunte Chronik



Ein Schiff fährt unter schlechtem Stern.

Ein Schiff, das wie selten ein anderes vom Unglück verfolgt wird, scheint der englische Dampfer „Gudu“ zu sein. Vor etwa einem halben Jahre lief das Fahrzeug in das Schwarze Meer ein, um von Odessa eine Ladung für Wladiwostok zu holen. Schon ehe man das Reiseziel erreicht hatte, waren drei mitfahrende Russen der wütenden Kälte, die damals herrschte, erlegen und erfroren. Das nächste Ungemach bildete ein fürchterlicher Schneesturm, der ohne die leiseste Unterbrechung volle fünf Tage hindurch wütete. Er wurde abgelöst durch einem an Bord ausbrechenden Brand, der nur mit knapper Not gelöscht werden konnte. Als man die Ladung glücklich an Bord hatte und sich auf den Weg nach Wladiwostok machen wollte, verlor die „Gudu“ zunächst beide Schrauben, und wenige Tage später ging auch der Notmast bei einem heftigen Sturme über Bord. Trotz aller dieser Schwierigkeiten wurde die Fahrt nach dem Fernen Osten ohne weitere Zwischenfälle beendet, brachte im Hafen von Wladiwostok aber noch ein weiteres Unglück, indem ein Schiffssoffizier durch ein herabstürzendes Frachtstück getötet wurde. Man kann es der Befahrung unter diesen Umständen kaum verdenken, daß sie es vorzog, einem unter solch schlechtem Stern stehenden Schiffe geschlossen den Rücken zu kehren.



Lustige Ecke



Lehrerin: „Kannst du, Karlchen, mir ein Beispiel nennen von Verantwortung?“

Karlchen: „Ja, ich habe sämtliche Knöpfe an meiner Hose verloren, mit Ausnahme von einem, der trägt die ganze Verantwortung!“